

Sophie Rosental

Antwort

Ihr Bett quietscht und riecht nach ihr.

Dieser Geruch, ich habe ihn vorher nicht wahrgenommen, oder doch?!

Es riecht vertraut. Ich wage es, meinen Körper in die Decke zu hüllen, die den ihren schon so oft berührt hat.

Sie, ja sie, liegt wenige Schritte neben mir, in einem anderen Zimmer, neben einer anderen Frau, und ich versuche, mir *nicht* vorzustellen, was sie da tut.

Statt dessen lasse ich meinen Blick durch das Zimmer gleiten, das in schwaches Mondlicht getaucht ist.

Es ist 3 Uhr 45, eigentlich sollte ich schlafen, aber ihre Nähe macht es mir unmöglich, auch nur eine Sekunde lang mein Bewußtsein auszuschalten. Morgen fahre ich wieder nach Hause, einige hundert Kilometer weit weg von ihr.

Sie wird kaum gemerkt haben, daß ich da war. Schließlich bin ich nur eine Kollegin ihrer Freundin, und vor lauter Arbeit hatte ich kaum Zeit, mit ihr zu reden.

Ich bin nicht wegen ihr hier, nicht eigentlich und . . . doch.

An der Wand gegenüber hängen Erinnerungen. Kleine, vergilbte Liebesbriefe, eine Eintrittskarte, Geburtstagsgrüße und das Foto von einem Kleinkind. Sie ist ordentlich, denke ich. Das Zimmer gefällt mir, ich könnte mich hier wohlfühlen, sollte es aber nicht.

»Wo sind meine Zigaretten?« Ich stehe auf, wieder quietscht das Bett, und ich frage mich, ob sie es nebenan hören können.

Was soll's. Ich brauche noch eine Zigarette. Ich schleiche mich an dem Bücherregal vorbei zum Schreibtisch und finde meine Nikotinstengel samt Feuerzeug und Aschenbecher.

Erleichtert zünde ich mir eine an, das Geräusch des Feuerzeugs ist laut und grob. Ich setze mich an ihren Schreibtisch, und meine Augen überfliegen ordentlich gelegte Stifte, einen Zettelblock, eilig dahingeschriebene Notizen. Ich habe das Gefühl, etwas Verbotenes zu tun und kann mich diesem Reiz nicht entziehen. Genüßlich atme ich den Rauch ein. Wie oft sitzt sie wohl so wie ich jetzt an ihrem Schreibtisch, raucht und blickt aus dem Fenster?

Ich versuche mir vorzustellen wie sie lebt, arbeitet . . . liebt.

Wie es wohl wäre, in ihr Zimmer zu kommen und sie hier sitzen zu sehen?

Ich könnte auf sie zugehen, mich hinter sie stellen, meine Arme um sie legen und sanft ihren Nacken küssen. Vielleicht würde ich spüren, wie sie sich gegen mich lehnt, meine Arme fester an sich drückt, mich zu ihrem Gesicht zieht und mich küßt, während meine Hände fordernd nach ihren Brüsten suchen, finden und genießen. Wenn ich nur einige Sekunden meine Finger von ihrem Körper lassen könnte, dann würde ich den Drehstuhl, auf dem sie sitzt, zu mir drehen und mich auf ihren Schoß setzen. Ich würde die Wärme ihres Körpers spüren und anfangen, sie langsam ausziehen. Könnte sehen, welche Farbe ihr BH hat, könnte spüren, wie unsere Körper immer fordernder vom Stuhl auf den Boden rutschen.

Nackt und nach Luft schnappend, nur vom Mondlicht dezent beleuchtet, könnten wir uns bedingungslos unserer Phantasie hingeben.

Ich versuche, mir vorzustellen, wie es sich anfühlt, sanft von ihren Brüsten zum Bauchnabel zu wandern, zu spüren, wie sich ihr Bauch hebt und senkt, könnte meinen Kopf auf ihre Hüfte legen und tief ihren Geruch einatmen, meine Hände fast flüchtig über ihren Schenkel gleiten lassen, nur, um dann zielstrebig das Zentrum ihrer Lust zu erforschen. Feucht und heiß würde sie . . .

»... Störe ich dich?«

»Was...?« Erschrocken fahre ich herum.

Hinter mir in der Zimmertür steht sie, lächelt vorsichtig und sagt: »Ich konnte nicht schlafen, und dann habe ich gerochen, daß du rauchst.«

Sie kommt ins Zimmer, schließt leise die Tür und geht auf mich zu: »Na, ich dachte, wenn ich nicht störe, können wir ja noch ein wenig quatschen. Darf ich?«

Sie zeigt auf die Zigarette. Ich fühle mich ertappt und verwirrt und durch ihre körperliche Anwesenheit völlig überfordert.

»Darf ich?«

»Was?« frage ich.

»Eine Zigarette«, sagt sie.

»Ja klar.« Ich reiche ihr die Schachtel und das Feuerzeug. Einen kurzen Augenblick berühren sich unsere Hände, und ich spüre die angenehme Wärme, die von ihr ausgeht. Ich sehe ihre schmalen, leicht gebräunten Oberarme, und da ist er wieder, dieser schwache Duft, den ich auf ihrem Kopfkissen gefunden habe. *Reiß dich zusammen*, schreit es in meinem Kopf. Die bunten Bilder meiner Phantasie wirbeln wild um mich, und ich gebe mir Mühe, sie aus meinem Kopf zu verbannen.

Sie setzt sich neben mich auf den Boden, raucht und schaut mich an. Ich komme mir ziemlich blöd vor, so weit oben auf ihrem Schreibtischstuhl.

»Wie geht's dir?« bringe ich hervor, stehe auf und setze mich dann ihr gegenüber auf den Boden.

»Gut«, antwortet sie mir und grinst mich an. Ihre Augen funkeln, und ich bin begeistert von dem Kontrast, den sie zu ihrer dunklen Haut bilden.

»Schön, und was macht der Job?«

Was ist das eigentlich für eine dumme Konversation, denke ich, aber mir fällt sonst nichts ein, und wenn ich nicht rede, fallen mir noch viel dümmere Sachen ein.

»Auch gut, und du?«

»Bestens«, antworte ich.

»Hast du eigentlich eine Freundin?« will sie wissen.

»Ich? Nein, aber das weißt du doch. Ich bin Single bis auf ein paar kleine Affären.«

»Beneidenswert«, meint sie.

»Wieso, ich dachte, du und Sonja, ihr seid das perfekte Paar?«

»Was?« Sie drückt die Zigarette energisch aus. »Perfekt? Na, ich weiß nicht. Manchmal würde ich am liebsten meine Sachen packen und gehen.«

Warum tust du es nicht? denke ich, und verbiete mir energisch, auch nur irgend etwas in der Art auszusprechen. »Warum?« höre ich mich statt dessen fragen.

»Ach, weißt du, es ist nicht so einfach, wie es aussieht. Sonja und ich kennen uns schon so lange, und am Anfang habe ich all die Kleinigkeiten, die mich an ihr stören, übersehen. Dann habe ich sie toleriert, und im Moment hoffe ich, daß sie endlich anfängt, etwas zu ändern. Wir haben so oft schon darüber geredet, gestritten und gelacht, daß ich mich frage, ob das ganze überhaupt noch einen Sinn hat.«

Das Blut schießt mir in den Kopf. Worauf, um Himmels Willen, will diese Frau hinaus? Ich kann ihr schließlich schlecht sagen: »He, gute Idee, verlaß die Frau und nimm mich.« Ich entscheide mich, nichts zu sagen. Die Ziffern der Digitaluhr schalten auf 4:00, und ich nicke verständnisvoll mit dem Kopf.

Sie fährt fort: »Es immer das gleiche. Sonja mag dies nicht und das nicht. Also tue ich es nicht. Besuche nicht meine alten Freunde, weil sie es nicht mag. Räume die Aschenbecher weg, weil sie es nicht leiden kann, wenn es nach kaltem Rauch stinkt, und lauter solche Sachen . . .«

Ich merke, wie sie sich aufregt. Ihre Hände fangen an, wild zu gestikulieren, und alles, was mir dazu einfällt, ist, daß mir diese Frau gefällt. Ich bin unmöglich.

». . . und sie, was glaubst du?« fragt sie mich eher rhetorisch. »Glaubst du, sie würde einmal Rücksicht auf mich nehmen, darauf, was ich wirklich will? Nicht die Spur! Immer geht es nach ihrer Nase. Und ich? Manchmal habe ich das Gefühl, ich sitze in einer Falle, die ich mir selbst gebaut habe, und komme nicht mehr raus. Sie weiß genau, daß ich hier nicht ausziehen kann, solange ich noch studiere. Sie weiß ganz genau, wie gern ich sie habe, und wie schwer es mir fällt, auf meinen Wünschen zu bestehen. Um des lieben Friedens Willen schlucke ich das meiste herunter. Ich glau-

be, wenn sich nicht bald etwas ändert, bekomme ich keine Luft mehr. Was glaubst du, haben wir noch eine Chance?»

»Wie bitte?« Oh je, ich muß was dazu sagen. »Ähm . . .« Ich merke, daß meine Stimme versagt, und ich habe gar keine Lust zu reden, aber sie sitzt mir da gegenüber und schaut mich erwartungsvoll an. »Also, ich denke, daß es in jeder Beziehung Höhen und Tiefen gibt, und daß die Kunst darin besteht, beides gemeinsam zu meistern.« Toll, denke ich mir, ist es das, was du willst? Du verkuppelst sie gerade mit ihrer Freundin, von der sie sich trennen will. Du, die du seit einem halben Jahr diese Frau in deinen Gedanken mit dir herumträgst, von der du träumst und die jetzt da sitzt, real und wirklich. Vielleicht müßtest du ihr nur sagen, daß das Leben außerhalb ihrer Beziehung weitergeht, eventuell solltest du ihr sagen, was du denkst, was du wirklich denkst.

»Nein«, höre ich mich sagen.

»Was?« fragt sie und schaut mich an. Ich sehe die Tränen in ihren Augen und ahne, welchen Kampf sie führt, doch ich bin nicht in der Lage, ihr zu helfen.

»Was, nein?« wiederholt sie.

»Ach, ich habe nur gerade an etwas anderes denken müssen.«

»An was?« fragt sie.

Das hätte ich auch ahnen können. Warum muß ich auch reden, ohne zu überlegen?

»Nicht so wichtig«, sage ich. »Weißt du«, rede ich weiter, »wenn du das Gefühl hast, daß dir das Leben mit Sonja nicht mehr gut tut, dann mußt du dich trennen, und ich bin mir sicher, daß es einen Weg gibt.«

»Glaubst du? Aber ich liebe sie doch.« Tränen rollen ihr über die Wangen, und sie fängt an zu schluchzen. Sie, die ich als stark und selbstbewußt erlebte, sitzt da wie ein kleines Häuflein Elend, und ich kann nicht anders, als sie in den Arm zu nehmen. Sie läßt es geschehen, und ich spüre in mir den Wunsch wachsen, sie zu beschützen, ihr den Kummer und die Tränen abzunehmen, wegzuwischen, festzuhalten. Ich spüre ihre Nähe und merke, wie sie sich an mich schmiegt, den Kopf an meine Schulter lehnt, und ich widerstehe gerade noch dem Wunsch, ihr den Nacken zu küssen.

»Was soll ich nur tun?« schluchzt sie.

»Das weiß ich nicht«, antworte ich.

Langsam, ganz sachte schiebe ich sie ein Stück von mir fort und nehme ihren Kopf in meine Hände. Vorsichtig schaue ich ihr in die Augen, vielleicht nur eine Sekunde, vielleicht auch länger, zu lang. Ihre Tränen versiegen.

»Wovor hast du Angst?« frage ich sie.

»Vor dem Alleinsein, davor, mich selbst zu verlieren«, antwortet sie mir.

»Aber du bist doch auch nicht mehr du, so wie du lebst«, erwidere ich ihr.

»Ja, das stimmt.«

Ich wische ihr die Tränen weg, und ihr Gesicht ist eine einzige Frage, die ich nicht beantworten kann. Ich kann nicht, kann ihr nicht sagen, daß sie die schönste Frau ist, die ich kenne. Kann nicht sagen, daß ich sie begehre seit dem ersten Augenblick, in dem ich sie sah. Kann nicht, darf nicht und würde es doch so gerne tun. Ich halte immer noch ihr Gesicht in meinen Händen, und allmählich merke ich, daß es Zeit wird, diesen Bann zu brechen, wenn ich nicht meinen Job verlieren möchte. Langsam, nicht ohne vorher ihr Muttermal, das sie an der rechten Wange hat, nochmals zu berühren, nehme ich meine Hände weg. Erst die linke, dann die rechte. Einen kleinen Augenblick hält sie meine rechte dort, wo sie war. Nur so lange, daß ich erraten kann, wie es wäre, sie jetzt zu küssen.

»Danke«, sagt sie.

Und ich antworte: »Wieso?«

»Na, daß du mir zugehört hast.«

»Kein Problem«, sage ich ihr und setze mich auf. Es ist 4 Uhr 30. »Ich glaube, wir sollten noch ein wenig schlafen«, meine ich.

»Ja, du mußt morgen arbeiten«, sagt sie.

»Stimmt, hätte ich fast vergessen.«

Sie steht auf. Ich sehe ein letztes Mal die Silhouette ihrer Figur, und alles in mir schreit *Bleib!* Statt dessen stehe ich auch auf. Wieder ein vertaner Augenblick. Wir stehen uns gegenüber, sprachlos. Ihre Hand berührt die Türklinke. Sie öffnet die Tür, und bevor sie hinausgeht, den Blickkontakt abbricht, fragt sie: »Soll ich sie verlassen?«

Ich stehe da, sehe, wie sie wartet, und weiß keine Antwort. Ich kann nicht »ja« sagen, kann nicht »nein« sagen, spüre die Möglich-

keiten, die in diesem Augenblick liegen, und bin nicht fähig zu antworten. Statt dessen ziehe ich die Schultern hoch, bleibe stumm, senke meinen Blick auf den Boden.

»Gute Nacht«, höre ich, und sie schließt die Tür.

Während ich so da im Raum stehe und leise lausche, welches Geräusch ihre Füße auf dem Dielenboden verursachen, verfluche ich meinen Verstand, die Vernunft und sämtliche Moral dieser Welt. Dann lege ich mich ins Bett, ihr Bett, atme tief ihren Geruch ein und falle in einen kurzen, traumlosen Schlaf, der nach 3 Stunden vom Quäken der Digitaluhr abgebrochen wird. Wie betäubt stehe ich auf, ziehe mich an, vernehme das Klappern von Geschirr aus der Küche, rieche den Duft von frischem Kaffee, funktioniere, aber mehr auch nicht. Ich merke, wie ich ihr Zimmer verlasse, mich automatisch im Badezimmer wasche und dabei kaum mein Gesicht oder meinen Körper wahrnehme. Wenn mich jemand gefragt hätte, welche Augenfarbe ich habe und was für eine Hose ich anhatte, ich hätte es nicht gewußt. Gewohnheitsmäßig setze ich mein *Guten-Morgen-Lächeln* auf, schicke ein Stoßgebet gen Himmel und hoffe, daß sie noch nicht wach ist, sondern nur Sonja, und ich mich schnell verabschieden kann.

Ich habe Glück, es ist Sonja. Gut gelaunt begrüßt sie mich. Anscheinend hatte sie von dem nächtlichen Ausflug ihrer Liebsten nichts mitbekommen. Ich traue mich, ihr in die Augen zu schauen, und merke, daß es mir fast nichts ausmacht. Trotz alledem habe ich das Gefühl, daß ich sie auf irgendeine Weise betrogen habe. – Aber es ist nichts passiert, eigentlich nichts, uneigentlich hatte ich ihre Freundin eine Nacht lang in meinem Kopf verführt, und es war nicht das erste Mal gewesen. Aber das konnte sie nicht wissen. – Wir trinken Kaffee, und bin dankbar, daß sie schläft, so muß ich ihr nicht Auf Wiedersehen sagen. Ich habe Angst dav. . . ja, wovor eigentlich? Ich habe Angst, ihr noch mal in die Augen zu sehen, Angst davor, daß sie immer noch auf eine Antwort wartet. Nach meinem zweiten Kaffee beschließe ich, mich zu verabschieden.

»Was, du willst schon gehen?«

»Ja, ich muß noch ins Büro«, antworte ich. »Du weißt doch, welche Strecke ich noch vor mir habe.«

»Ja klar, aber ich dachte, du wartest noch, bis Michèle aufgestanden ist.«

»Ach, ist schon in Ordnung«, denke ich und sage es auch. »Bestell ihr liebe Grüße, das nächste Mal können wir ja was zusammen trinken gehen.«

Ich stehe auf und fange an, meine Sachen zusammenzupacken, die ich im Bad und in ihrem Zimmer verstreut hatte. Als alles verstaut ist, schaue ich mich nochmals um, betrachte die vier Wände, in denen sie zu Hause ist, und nehme Abschied.

»Was soll ich tun? Soll ich sie verlassen?« hatte sie gefragt, und ich war ihr eine Antwort schuldig geblieben. Schnell greife ich zu einem Stift, nehme einen Zettel von ihrem Block und kritzle ein paar Zeilen darauf. Dann lege ich diesen unter ihr Kopfkissen und hoffe, daß sie nicht ausgerechnet heute mit Sonja in diesem Bett schlafen wird. Dann gehe ich, verabschiede mich mehr oder weniger enthusiastisch von Sonja und setze mich in mein Auto. Auf der Autobahn denke ich: »Sie wird ihn finden, ganz bestimmt, und vielleicht wird sie es verstehen.« Ob es richtig war oder nicht, ist mir egal, sie hatte gefragt, und ich habe geantwortet. Ich habe nicht viel auf den Zettel geschrieben, es gab nicht viel zu sagen. Nicht mehr als eine Antwort.